

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Zsuzsa Bánk**

**Schlafen werden wir später**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

27. MÄRZ 2009 – 17:43

Liebste Johanna,

heute Morgen hat Simon beim ersten frühen, viel zu frühen Kaffee gesagt, wäre er zehn Jahre jünger und hätte drei Kinder weniger, hätte er mich schon verlassen. Eine Drossel hatte sich ans nachtbeschlagene Fenster gesetzt und mit ihrem Schnabel angeklopft, als wolle sie uns warnen und bremsen, uns belauschen, um es an diesem Frühlingmorgen schnell in ihre Vogelwelt zu tragen, von Ast zu Ast, von Zweig zu Zweig, Drosseln und Finken zu verkünden, die nach dieser Nachricht schnappen würden wie nach einem Wurm, hört, hört, Neues aus der Körberstraße zwölf, hört, hört.

Simon sagte es in einem Ton, als sei es ohne Bedeutung, als sei es etwas wie: Das Wetter schwenkt um, ich nehme lieber den Zug und nicht den Wagen, und vielleicht habe ich deshalb nichts erwidert, Johanna, vielleicht habe ich deshalb Tassen und Teller aus der Spülmaschine in den Schrank geräumt, wie jeden Morgen, weiter Messer zu Messern, Löffel zu Löffeln gelegt und getan, als hätte ich nichts gehört

und müsste deshalb auch nichts erwidern. Obwohl Simons Satz den ganzen still verregneten, langen, viel zu langen Tag in mir hämmert, mich aufscheucht und rastlos, ruhelos wie eine Gefangene in ihrer Zelle umherschickt, die Finger knetend, auf und ab, die Ringe drehend, besonders den einen, besonders diesen einen Ring. Wirrgrelle Lichtgirlanden *wie die farbigen Pfeile einer Feuerwerksrakete* schießen seine Worte durch meinen müden Kopf, seit sie am Morgen gefallen sind, in dieser schmalen Zeitschleuse, als die Kinder noch schliefen und es still in unserer Küche war, still genug, um eine Drossel mit nassen Federn zu hören, die ihren spitzen Schnabel an unser Fenster schlug.

Soeben ist Lori gegangen und hat ihren Loriduft zurückgelassen, etwas L'air du printemps, Blumen im Korb, Märzregen in der Jacke, der die plötzlich heißen Tage wegwäscht, die Lorimischung aus abgestreiftem Winter und scheuem, verzagtem Frühling. Sie war mit einer Kiste gekommen, voller Goldflieder und Tulpenmagnolien aus ihrem Garten, deren Blüten an den ersten warmen Tagen heftig schwärmerisch und, wie ich gerade finde, unnütz bunt aus den Zweigen geschossen sind. Ich saß neben dem schlafenden, in seine hellblaue Babydecke gewickelten winzigen Henri auf der Küchenbank, zupfte simonvergessen an Spreißeln und schaute Lori zu, als sie mit ihrer Zitterhand die Stiele mit dem einzigen scharfen Kü-

chenmesser schnitt und die Zweige nach und nach in die Vase steckte. Warum ich Simon nicht geohrfeigt habe?, fragte sie, auch in einem Ton, als wolle sie nur etwas sagen wie: Nein, dieses Messer schneidet nicht, aber schau dir die Farbe dieser Goldfliederzweige an, und ich musste denken, vielleicht hat sie früher genau das getan, Tulpenmagnolien genauso gestutzt, vor zwanzig, fünfundzwanzig Jahren, als ihr Mann morgens beim Kaffee sagte, liebste Lore, ich verlasse dich.

Aber was hat es mit unserem Alter zu tun, Johanna? Wenn alles ist, wie es angeblich ist, ach, wie es ja wirklich ist, müsste Simon jetzt seinen Koffer packen und gehen, nicht vor zehn Jahren, nicht morgen, nicht übermorgen, sondern heute, sofort, in diesem Augenblick müsste er gehen, spätestens morgen früh, während ich in der Tür stehe und ihm zuschauen, nachtversenkt, kaum wach, wenn er mit beiden Händen seinen Koffer zuklappt, mit wenig Kleidung, aber vielen Heften, losen Blättern und Reclambändchen, Kleist, Ibsen, Euripides, die Tasche schultert, nach Jacke und Schal greift, die Tür aufstößt und zum Tor geht, ohne sich umzudrehen, die wenigen Stufen hinunter zur Straße, rechts hinab zur Haltestelle, weil er uns den Wagen lässt, unseren rostgetränkten Wagen voller Brötchenkrumen, Bonbonpapier und verwaiseter Puppenarme.

Um unbemerkt zu entkommen, müsste Simon aller-

dings die Nacht abwarten. Die tiefspäte, hastig verfliegende halbe Stunde abpassen, *wenn der Mond klar am Himmel steht, aber sein Glanz anfängt zu ermaten*, wenn wir alle, Mia, Franz, Henri und ich, tief und fest im unruhigen Takt unseres Atems schlafen und träumen, fischen in unseren trübsten, unseren klarsten Traumbuchten. Nur zwei Sekunden zu früh, einer von uns würde aufwachen und Simon abhalten davon.

Márta

28. MÄRZ 2009 – 23:09

Liebste Márta,

Ende März, die Wildgänse kehren zurück. Als ich am Nachmittag auf dem Rad von der Schule nach Hause fuhr, flogen sie *krächzend, sternwärts singend* unter Schwarzwaldwolken. *Luftvermählt mit meinem Himmel*. Deine Worte. Durch ein schmales blaues Band Richtung Schwenninger Moos. Wo bald das Knabenkraut blühen wird. Stell Dir vor, solche Dinge weiß ich jetzt. Wo und wann etwas blüht im schwarzen Wald.

Die Nacht hat meine liebsten Hügel verschluckt. Ich sollte im Bett sein. Aber schlafen werde ich später. Jetzt will ich noch ein wenig Droste-Notizen zwischen den Fingern drehen. Annette-Partikel zerreiben. Vielleicht fällt ein Wort für mich ab. Sogar ein Satz. Reiht sich ein in meinen Kapiteln. Fließt hinein, als hätte er

schon immer dorthin gewollt. Ich versuche herauszufinden, ob Moorknaben und Heidehirten als Teil der Natur gedacht waren. Oder als Widersacher, Gegenspieler. Vielleicht als Feinde. Mensch und Natur eins? Oder zwei? Wieder bin ich Spürhund. Wieder sammle ich Beweise, Márta. Im Gebilde aus Zeichen, mit denen die Droste-Hülshoff die Natur ausgestattet hat. Ihre Natur aus Gott und knorziger Buche. Auf Nachtschuhen wandere ich durch ihre *Talschlucht* mit dem *Goldbande*. Was hat sie diesmal im *Moorgeschwele*, unter *Heiderauche* für mich hinterlegt?

Das hier wollte ich Dir schreiben, bevor ich losgehe. Es kostet zu viel Kraft, ein halbes Leben hinter sich zu lassen. Drei schlafende Kinder, auf ihre schmalen Betten verteilt. Eine schlafende Frau, zusammengerollt wie eine Katze, die sich unter dem löchrigen Schwarz der Großstadtnacht so unnachahmlich in den Kissen windet. Simon wird seine Koffer und Taschen nicht packen. Mit all den Dingen, mit denen sein Leben gefüllt ist. Er wird sie weiter auf Euren Schränken einstauben lassen. Er wird weiter solche Sätze denken und sie Dir auch sagen. Noch gemeinere Dinge wird er denken und Dir vielleicht nicht sagen. Aber er wird nicht alles zurücklassen und an einem anderen Ort, in einem anderen Leben neu beginnen. So viele andere Leben warten schließlich nicht auf ihn. Auf uns ja auch nicht, Márta.

Selbst mir ist danach, alles hinzuwerfen. Es ist nicht

nur dieser lange, zähe Winter. Vier Monate Schnee. Fast fünf. *Das Haus ringsum verschlossen, ich mutterselenallein darin.* Seit einer Weile will ich das. Ich habe es Dir verschwiegen. In all meinen jüngsten Mails verschwiegen. Aber jeden Morgen ist mir danach. Einfach alles hinzuwerfen. Wenn ich unter meinen Dachschrägen hinabsteige. Mit nackten Füßen über meinen roten Teppich laufe. Die Läden öffne. Die Welt aber lieber draußen ließe. Nur die Droste hereinbitten möchte. Irgendwann holt uns dieser Augenblick ein. Da können wir uns noch so blind und taub stellen. Wer könnte Simon besser verstehen? Ich habe auch keine Idee, was ich in der Mitte, zur Hälfte meines angebrochenen Lebens mit mir anfangen soll. Mit mir und allem, was ich bislang hineingestellt habe.

Du? Hast Du eine?

Johanna

29. MÄRZ 2009–06:19

Liebste Jo,

nein, ich habe keine, nicht an diesem frostkalten Morgen, der meine *vierteldurchwachte Nacht* ablöst, die Raureif an unser Küchenfenster gehaucht hat, als wolle sie mich bitten, dem Winter nachzutruern – ich weine ihm keine Träne nach, nicht eine, auch mir war er so zäh und lang, dass mir über allem die Ideen ausgegangen sind, mein Kopf ist leergepflückt und

abgemäht wie eines dieser krähenliebenden Weizenfelder auf Fehmarn, nach denen ich mich sehne, sobald die Tage heller werden, sobald sie in den Abend hineinzuwachsen beginnen.

Ich dachte, ich sei im Schreiben besser als im Leben, aber gerade weiß ich gar nicht, was ich damit noch soll – es klingt lächerlich, Wörter auf leere Blätter schreiben, die Welt nach Bildern abtasten, nach Tonlagen ablauschen, nach Wörtern fahnden, um Sätze zu knüpfen und Menschen hineinzuwoben, die man in der Wirklichkeit vergeblich sucht, Sätze, gelemt aus Bruchstücken, genäht aus Fetzen, aus ein bisschen Du, ein bisschen ich, ein bisschen Jambus, Trochäus, ein bisschen Simon, mein Vater, meine Mutter, meine Schwestern, ein bisschen Lori und wer noch etwas gibt und fallen lässt, Wörter in mein Gehege wirft, damit ich sie auffange und weiterschreibe. Also frage ich Dich, Johanna, Du wirst wissen, ob das ein Beruf ist, zu schreiben, sei ehrlich, sag mir, ist es einer, sag ruhig, Johanna, ist es ein Beruf?

Mia hat mich gefragt, mit ihrer zartsüßen, leichtverklebten Honigstimme, ob ich schon etwas anderes gewesen sei, etwas anderes gearbeitet hätte – die unzähligen, endlosen Möglichkeiten unseres Lebens, in ihrem klugen Köpfchen mit den unverbaut freien Denkpfeilen gibt es sie, als könnte ich in diesem Jahr das eine, im nächsten Jahr das andere, im übernächsten das völlig andere sein, als könnten wir wechseln in



dem, was wir sind und sein wollen, als brauchten wir uns nicht festzulegen, als könnten wir weiterspringen und uns immerzu neu am Leben versuchen. Früher, weit, sehr weit zurück in einem Früher, in dem es Dich und mich schon nebeneinander gab, hatte ich das auch gedacht, ich muss diesen Gedanken verloren und nicht weiter nach ihm gesucht haben. Gerade kostet es mich Überwindung, an den Schreibtisch zu gehen, um nach Wörtern zu kramen, in den Untiefen meiner selbst, meinem Ich, meinem Mir, in den Luftblasen meiner Márta-Strudel, den Kreisbahnen meiner Márta-Wirbel, jeden Satz, jedes Wort muss ich mir abringen, *es tut mir leid, daß dieser Brief so mies ist, ich leb wie mit Ameisen im Blut*. Früher, weit, sehr weit zurück in jenem Früher, sind mir diese Dinge leichtgefallen, leben, schreiben, atmen, schlafen – wie kann ich, liebste Jo, wie soll ich noch einmal zweiundvierzig Jahre durchhalten?

Deine Márta

30. MÄRZ 2009 – 21:03

Liebste Márta,

Kathrin hat einen Beruf, so viel steht fest. Sogar einen eigenen Laden hat sie jetzt. *Ist vergnügt wie ein König und baut ein Luftschloß ums andere*. Ich helfe samstags. Heute wieder von halb acht bis zwei. Kathrin kann keine Aushilfe bezahlen. Nicht mit ihrem nagenden Kredit. Nicht mit drei Kindern. Nicht mit

Claus, der sich als Restaurator, dann als Musiker versucht. Ich werde nicht müde, Kathrin zu empfehlen. Bei Schülern, Eltern, Kollegen. Bei allen, die aussehen, als würden sie Blumen kaufen. Zu Kathrin habe ich gesagt, es ist die beste Jahreszeit, einen Blumenladen zu eröffnen. Wenn der Winter schwach wird. Wenn er abfällt. Selbst bei uns. Der Geheime Garten nach Burnett heißt er nun doch. Fehlt nur der Rollstuhl in einer Ecke. Für dieses Schwarzwaldnest ein bisschen viel. Ein bisschen übertrieben. Aber Kathrin hat es sich nicht ausreden lassen. Seit Montag hängt das neue Schild über der Tür. Die Buchstaben springen aus blitzweißem Holz. Verteilen sich rundbunt um einen großen Schlüssel. Bevor Kathrin am Morgen aufschließt, zeigt sie mir, was in den Vasen und Eimern steht. Ich kann es mir ungefähr merken. Waldhyazinthe. Anemone. Gedenkemein. Elfenblume. Ja, Elfenblume. In Wahrheit hilft diese Arbeit mir, nicht Kathrin. Sie setzt meine schwebenden Füße auf den Boden. In Turnschuhen. Grün, mit roten Schnürsenkeln. Passend zur Schürze. Sie gibt meinem Kopf vor, was ich in diesen Stunden zu denken habe. An was ich gerade nicht zu denken brauche. Sehr heilsam, Márti. Wenn der Schwarzwaldhimmel kein Blau für mich hat. Der Schwarzwaldnebel dickschwer vor meiner Haustür liegt. Dass ich sie kaum aufstoßen kann. Wenn der gesammelte Johanna-Missmut schon am Morgen vor meine Füße kracht. Peng!

Die rosafarbenen Wände hat Kathrin aus unserer Hamburger Zeit mitgebracht. Dazu grasgrüne Kissen auf der Bank vor dem hohen Fenster. Solange man wartet, trinkt man Kaffee. Schaut auf eine Weide, die ihre Zweige auf die Dächer der parkenden Autos legt. Sie im Sommer mit Blütengelb überziehen wird. Oder man sieht dem Belgischen Riesen beim Möhrenknabbern zu. Bestaunt sein makellos weißes Fell. Nach dem jedes Kind die Hand ausstreckt. Rate doch, wie er heißt. In Hamburg würde es gehen, Márti. Das Glöckchen über der Tür würde nicht aufhören zu bimmeln. Die Leute würden Schlange stehen. Um Blumen zu kaufen, Colin zu streicheln. Kaffee am Fenster zu trinken, hinauszusehen auf Regenschirme und Asphaltpfützen. Den *Splitter Nordhimmel* suchen, der in ihnen schwimmt. Deine Worte. Aber wie weit das Schanzenviertel mit seinen Haarspangengläden, seinen rattenverpissten Treppenhäusern entfernt ist, kann ich am stärksten im Geheimen Garten spüren. Wie plötzlich irgendwo gelandet wirkt Kathrins Laden. Fernab vom eigentlichen Ziel. Achthundert Kilometer zu weit im Süden. Neunhundert? Also fühle auch ich mich wieder ein bisschen so. Fehlgeleitet, vom Weg abgekommen. Verirrt, verlaufen. Zu früh ausgestiegen. Zu spät.

[...]